

Livia kämpft mit der Finsternis [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 18

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LIVIA

kämpft mit der

Finsternis

Eine seltsame Kleinstadtgeschichte
von Caren

17. Fortsetzung

„Nur [durch Ihre lächerlichen Medikamente“, fiel Kandler ihr höhnisch ins Wort. Sein Gesicht verzerrte sich in einem lautlosen Lachen, das seinen Körper von innen her erschütterte. Mit einer verächtlichen Gebärde schleuderte er die leere Glastube auf den Boden. „Meinetwegen bleiben Sie in dem Glauben, wenn es Sie glücklich macht. Aber“ — Sein Ton bekam plötzlich etwas Drohendes — „unterstehen Sie sich nicht, mein Haus noch einmal zu betreten, auch nicht in meiner Abwesenheit. Ich passe auf.“ Er steckte die Faust in die Tasche und klimperte herausfordernd mit den Schlüsseln.

Der jungen Medizinerin schoss das Blut zu Kopf. Sie machte ihr hochmütigstes Gesicht.

„Gut, Herr Kandler, wie Sie wollen“, sagte sie kühl, während sie zögernd auf die Tür zuing. „Aber ich mache Sie aufmerksam: wenn Ihre Frau stirbt, fällt die ganze Verantwortung auf Sie! Ich habe Sie gewarnt. Sie werden nicht sagen können, dass Sie sich über die Schwere des Falles nicht klar gewesen sind. Und denken Sie nicht, dass ich den Mund halten werde“ — ihre Mädchenstimme schwankte vor Entrüstung und ihr stahlblauer Erzengelblick blitzte anklägerisch über ihn hin. — „Ich habe den Fall bereits mit meinen Professoren besprochen. Wissen Sie, dass Sie sich strafbar machen, wenn Sie einer Kranken den ärztlichen Beistand verweigern?“

Der Mexikaner zuckte geringschätzig die Achseln. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und ging auf das Ruhebett zu.

„Sage der Señorita, dass du dir ihre Besuche verbittest“, sagte er auf Spanisch zu Malintza, die den Auseinandersetzungen in bebender Stummheit gefolgt war, ohne ein Wort zu verstehen. Ihre grossen, glänzenden Tieraugen suchten mit demütig flehendem Ausdruck den des jungen Mädchens. Dann kehrte sie wie in Scham das Gesicht zur Wand und sagte kaum hörbar:

„Suplico Señorita a non volver...“

Livia wollte etwas antworten, aber Mitleid und Erbitterung schnürten ihr die Kehle zu. Hastig wandte sie sich zum Gehen, mit einem Gefühl, als ginge sie von einer Sterbenden...

Jeden Mittwoch von Vier bis Sechs hielt Professor Hoffer im Laboratorium der Universitätsklinik seine praktischen Kurse für Bakteriologie, die sich besonders von seiten der weiblichen Medizinstudenten eines regen Zulaufs erfreuten. Denn Professor Hoffer war nicht nur einer der gesuchtesten und höchstehonorierten Ärzte von Greifenberg,

sondern auch eine äusserst anziehende Erscheinung, mit seiner eleganten Figur, den jugendlichen, blitzenden, blauen Augen und der interessanten Silbersträhne in dem noch vollen, sorgfältig gepflegten Haar. Dazu kam, dass dieser schöne Mann nicht verheiratet war und ein diskret verhülltes Privatleben führte, über das die Fama von Greifenberg allerlei zu munkeln wusste.

Sie munkelten unter anderem, dass der „schöne Hoffer“, trotz seinen siebenundfünfzig Jahren, eine unüberwindliche Schwache für die weibliche Jugend besass und es sich nicht versagen konnte, mit seinen Hörerinnen auch zuweilen in engere Fühlung zu treten, wenn sich ihm dazu Gelegenheit bot.

Und es bot sich ziemlich oft die Gelegenheit. Die jungen Damen wetteiferten geradezu um den Vorzug, von ihm in seiner Privatwohnung empfangen zu werden — einen Vorzug, der allerdings nur den hübscheren unter ihnen zuteil wurde.

Zu den wenigen, die sich aus freien Stücken von diesem edlen Wettbewerb ausschlossen, gehörte Livia Landing. Sie war eine sehr aufmerksame und eifrige Schülerin, und es gab keinen Mittwoch, den sie versäumt hätte. Aber dieser an sich lobenswerte Eifer schien sich leider ausschliesslich auf die Bakterien zu konzentrieren. Nie überschritt ihr Ton dem Professor gegenüber die Grenzen höflich interessierter Sachlichkeit, und seine gelegentlichen Versuche hatten nicht den geringsten Erfolg. Es war beinahe kränkend...! Um so grösser war Hoffers Überraschung, als er eines Tages zu bemerken glaubte, dass „Livias Pallas Athene“, wie er sie für sich nannte, sich nach dem Kursus noch auffallend lang im Labor herumdrückte, in der unverkennbaren Absicht, mit ihm allein zu bleiben. Was sonst höchlich hätte sie veranlassen können, ihren Arbeitstisch mit solcher Sorgfalt aufzuräumen und dabei verstohlen über die Schulter zu schielen, ob er schon mit seinen Eintragungen fertig war. Man kannte das. So begann es fast immer. Mit einem harmlosen Privatgespräch, das auf dem Heimweg fortgesetzt wurde — ganz automatisch — in ein privatissimum ausartete.

Aber warte nur kleine Heuchlerin, jetzt lassen wir dich zappeln! Der schöne Hoffer schmunzelte in sich hinein, während er sich ohne Eile die Hände wusch, den Arbeitsmantel auszog und seinen Gehpelz vom Nagel nahm. Er zögerte unwillkürlich mit dem Anziehen, in der geheimen Hoffnung, dass sie sich die Gelegenheit, ihm dabei behilflich zu sein, nicht entgehen lassen würde, und hatte bereits ein knabenhaft verschämtes „Aber Kindchen, bin ich denn schon so ein alter Herr?“ auf den Lippen.

Aber Livia liess ihn sich mit seinem Pelz ruhig allein abkämpfen. Erst an der Tür trat sie auf ihn zu. Ihre schönen, dunkelbewimperten blauen Augen sahen ihn ohne jede Spur von Befangenheit an. „Ich hätte Sie gern einmal allein gesprochen, Herr Professor“, sagte sie ruhig. „Aber Ihre Sprechstunde liegt so ungünstig für mich. Dürfte ich nicht einmal zu einer anderen Zeit kommen?“ Das war deutlich genug, so deutlich, dass es dem Professor einen Augenblick die Sprache verschlug. Und mit welchem Ernst sie das sagte. Ohne jede Koketterie. Als handelte es sich um Bazillenkultur.

Der neue

RAPIDE-SOMMER-FAHRPLAN

ist erschienen

Verlangen Sie den bewährten Reisebegleiter bei Ihrem Verkäufer, am Kiosk, an Bahn- und Postschaltern

„Aber natürlich, gern, — wann Sie wollen“, stotterte er mit etwas törichtem Lächeln. „Vielleicht...“ Er durchblättert im Geist seinen Notizenkalender, „vielleicht gleich heute abend? Heute abend habe ich nichts weiter vor.“

Er liess seinen Blick wohlwollend an ihr herabgleiten. Reizend, wie ihr die kurze Fohlenjacke stand und das fescbe Mützchen! „Ich kann Sie gleich mitnehmen, ich habe meinen Wagen da. Das heisst...“, verbesserte er sich rasch „ich habe noch eine Visite zu machen, fällt mir eben ein. Wenn Sie doch lieber direkt hinkommen wollen... In einer halben Stunde, sagen wir. Ja?“

Unmöglich, mit der Kleinen vor aller Augen loszufahren. Total verrückt! Damit morgen die ganze Stadt davon sprach und man es womöglich mit dem Herrn Papa zu tun bekam... Nein, bloss keine Dummheiten! Wenn das Mädel selbst schon so unvernünftig war — er, der so viel Ältere musste den Kopf obenhalten...!

Professor Max Hoffer, wirklicher geheimer Rat und noch verschiedenes mehr, kämpfte am Steuer seines schönen Wagens einen schweren Seelenkampf. Er liebte zwar die galanten Abenteuer, aber nicht die gefährlichen. Und dieses Abenteuer, dem er da entgegen steuerte, war zweifellos gefährlich. Eine junge Dame der Greifenberger Gesellschaft, mit einem Vater in einflussreicher Staatsstellung! Das könnte zu Komplikationen führen. Und Komplikationen punkto Liebe waren nicht nach Hoffers Geschmack. Also aufgepasst, alter Knabe! Am besten, du lässt die Finger davon. Diese kleine mit ihrem kühnen Amazonenblick hat den Teufel im Leibe. Mit einem kleinen Flirt gibt die sich nicht zufrieden. Und dann kommt dir der Papa auf den Kopf, und dann heisst es womöglich heiraten. Nachdem man siebenundfünfzig Jahre glücklich drum herumgekommen ist. Nein danke bestens — lieber verzichten...!

Als der Professor an seinem Ziel angelangt war, hatte sich in ihm der eiserne Entschluss befestigt, diesmal der Versuchung mannhaft zu widerstehen. Aber droben in seinem schönen, behaglich durchheizten Arbeitszimmer begann — vielleicht unter dem Einfluss des genius loci — dieser Entschluss sich schon wieder ein wenig zu lockern und einer optimistischeren Stimmung Platz zu machen. Er sorgte für eine angenehm gedämpfte Beleuchtung. Stellte Zigaretten und Süßigkeiten bereit. Entkorkte mit listigem Schmur-

zeln eine Flasche Portwein. „Ja, das haben die Mädchen so gerne...“, summte er vor sich hin. Und als bald darauf — pünktlich wie ein Wecker — die Entreeglocke ging und Livia Landing in all ihrer Schönheit vor ihm stand, mit ihrem fescben Mützchen, die Wangen von der Schneeluft rosig angehaucht — hatte er alle Mühe, den würdig-reservierten Ton zu finden, den er sich für sie zurechtgelegt hatte.

„Nun Kindchen, wo fehlt es denn?“ Die Frage geriet ihm ein wenig ins Heldenväterliche und er konnte sich nicht enthalten, sie dabei unters Kinn zu fassen. Livia verabscheute seit ihren Kindertagen diese onkelhafte Geste. Mit einer kleinen ungeduldigen Kopfbewegung befreite sie ihr Kinn und sagte trocken:

„Nirgends, Herr Professor. Ich bin ganz gesund. Es handelt sich um etwas anderes.“

„Weiss ich ja“, dachte der Professor, etwas erschreckt von dem Tempo, mit dem sie auf ihr Ziel lossteuerte. Bremsen, bremsen! dachte er. Sein Ton wurde noch um eine halbe Oktave väterlicher. „Sie sehen aber in letzter Zeit gar nicht gut aus, kleine Kollegin. Es ist mir schon neulich aufgefallen. Bisschen überarbeitet, wie? Oder am Ende gar Liebeskummer?“ Er drohte kokett lächelnd mit dem Finger. „Ach so, pardon!“ lachte er etwas gezwungen, als sie nur mit einem leichten Zucken der Brauen auf seinen Scherz reagierte. „Sowas gibt's ja bei euch jungen Leuten gar nicht, wie? Damit gebt ihr euch nicht mehr ab. Recht so! Wir Älteren, wir haben vielzuviel Zeit mit diesen holden Torheiten vertan. Aber schön wär's doch...!“

Er verdrehte vielsagend seufzend die Augen, wurde sich aber noch rechtzeitig bewusst, dass er drauf und dran war, aus seiner Väterrolle zu fallen. Er räusperte sich und drückte seinen schönen Besuch mit etwas überstürzter Sorglichkeit in einen der tiefen Ledersessel.

„Na, nun setzen Sie sich mal, Kindchen, und trinken Sie erst einmal einen Schluck Portwein — zum Aufwärmen! Zigarette?“

In seinem Armstuhl zurückgelehnt, sah er zu, wie sie mit nachdenklich gesenktem Blick an ihrer Zigarette zog.

„Übrigens“ — fiel es ihm ein — was muss ich hören? Ihr Papa sagt mir gestern im Kegelklub, dass Sie in die Tropen gehen wollen? Er ist sehr betrübt darüber, der arme Papa.“

Bim Chlapperläubli umenand

Der Wiggu het wieder einisch e syni Nase gha, daß er scho am Abe bevor er a Gänfersee gfairen isch, am Bahnhof ds Billett glöft het gha. Am Mändig am Morge het's uf em erste Perron nume so gräblet vo Buebe u Weidchen, wo i ds Wälschland sy für dört ga Französisch z'lehre. Die Einte göh uf ds Land ga wärche, anderi schlüfe inere Hushaltig undere, u die Mehbfere tüe sed i der école de commerce oder inere Pensionat la wyter bichuele oder sie wärde inere Hushaltigsschuel zum pärfäkte Hushueterli usbildet. Die meiste lehre so näbe der Sprach no öppis Praktisches u preiche derewäg zwo Flöbige uf ei Chlapf. Wo die Weitschi u Buebe mit ihre Gofere u Chöb u Drudene i den Hsebahnwäge si verstuont ghy u d'Botomotiv het asa azieh, si Naselümpe zum Vorschyn cho u hei glatteret wie e ufgeschüüchte Tubeschwarm — u da

u dört het's Träne gä, oder me het iapfer ds Dagegrasser hinderha.

Mit Angst u Not het der Wiggu no es Plägli ergatteret. Näben ihm am Fänsterplatz isch es Marteli vo Gellkoffe ghodet. Das het vor luter Reijesieber grangget u isch desume-gfiegget, het ds Fänster abegschrifte u wider ufzoge u fir Fründin am äneren Aend vom Wage die lengste Gschichte verzelt. Dem Wiggu isch no ghy einisch ufgecho, daß das Marteli es Buremeitschi sig. Churz na Schmitte scho het's us eme rotbluemet Sametfedli guldig-gäli Schlüfflerli fürezoge, zwüsche Fryburg u Romont isch e Gugelhopp a d'Reihe cho u churz vor Palezieux si wyhi Wegge u safftigi Sammeschybe us em unergründliche Sametfedli füregrüblet worde. Vor Gluscht het der Wiggu di lengsti Zyt nume no läär gschlückt u der Wage het grumplet, daß me hätt chönne meine, es tonneri wyht äne im Jura. Trotz Gluscht u Hunger het sed der Wiggu nid derfür gha, das brun-graue Gräbeliweggli us'pade, wo-n-ihm d'Frou zum z'Müti het mitgä gha. Z'Cherbres isch der Wiggu umgstiege. Im Zügli uf Bevey abe si fass kener Lüt meh ghy. So het er du sis Weggli fräveli füregno — u das Gidechsi, wo uf em Würli am Bahndamm a der Sunne glägen isch, het ihm's welerwäg nid vergömt.

Z'Bevey isch brüetigi Sig! Es isch guet, muoch me nid lang uf Abschluß warte für ga Blonah ufe. Ds rote Bähnli rumplet u rüttlet, u troghäm isch es e schöni Fahrt. D'Böum

stöh voll i der Bluest. I de Gärte u uf de Matte blüje wyhi, rot, blau u gäli Blueme. Ds Gras isch safftig. E volgräpni Chue liegt underem Blüetehimmel u philosophiert — die cha scho! D'Sabberbärgje trage no Schneeschappe vom Winter här, ds Schloß Blonah luegt wyht über lüüchendi Narzissfeldler u d'Bärgje rede ihri Zagge u Nase u Hörner in e mulfeloje, blaue Himmel ufe.

Der Wiggu isch guet im Pensionli acho, wo-n-er jache Tag het welle blybe. Me het ne in e schön täfereti heimeligi Stube gwiese. Er isch afe abghodet u het die lengsti Zyt das mufigs Goferechslüffli gsuecht. Me stoht derigs füra i der Gast ine wo-n-es grad preicht u findt's de nid, ire me's sött ha. Mendlech het er's doch gfunde — natürlich im obere Gilettäschli linggs, dört, wo me fir Bättig nie öppis verstuont. Er macht ds Göffeli uf u packt us. Hemmli, Soche u Naselümpe tischelet er schön i d'Gumodeschublade. D'Zinke stellt er undere Lähnstuehl u Stäcke, Huot u Kägemantel hängk er a Chleiderhaange. Wo-n-er ds Rasierzüg uspackt, gheht er mit Schrecke, daß ihm d'Muetter der Rasierbämsu nid het hpact gha. Als Fertegast wott me doch gueti Gattig mache u nid wie-n-e Räuber zum Tisch zuechode. Der Wiggu het unmöglich chönne inene Stoppelchini debüttiere. Du het er sed halt eifach mit dem Zahnbürstli hgeifet u derby zue sed selber gheht: „D'Souptfach isch, we me i jeder Läselsag der Rant findet.“

Chäderi.

Hoffer wiegte ungehalten den Kopf. „Was für eine Kateridee, Kindlein! Sie wissen ja gar nicht, ob Sie sich Ihrer Konstitution nach für die Tropen eignen.“

„O doch, dass weiss ich“, widersprach sie mit höflicher Bestimmtheit. „Ich habe mich natürlich untersuchen lassen!“

„So...?“ machte der Professor gedehnt. „Von wem denn?“

„Von Dr. Linke. Er sagt, dass ich mich sogar vorzüglich eigne.“

„Hm — so...“ Professor Hoffer spielt den Gekränkten. „Da geht man also zu dem Kollegen Linke, statt sich vertrauensvoll an den Onkel Hoffer zu wenden, der einen schon von Kindesbeinen an kennt. Der einen gegen Masern und Keuchhusten behandelt hat — jawohl, ich erinnere mich genau. So klein waren Sie damals —“ er zeigte in Höhe des Grammophons — „und trugen noch Hängekleider und allerliebste rote Söckchen, erinnere ich mich —“ Hoffers Stimme bekam einen fast sehnsüchtig weichen Klang. „Müsste Ihnen übrigens auch heute noch gut stehen“, meinte er mit einem Blick auf ihre schlanken Mädchenbeine, die der halblange Rock beim Sitzen enthüllte. „Na ja“ — seufzte er resigniert, „das ist natürlich alles vergessen. Der Onkel Hoffer ist ausgeschaltet. Wenn es sich um eine wichtige Entscheidung handelt, geht man lieber zu einem Jüngeren, der —“

„Linke ist Tropenspezialist“, verteidigte sie sich gelassen, „er war selbst zwanzig Jahre in Südafrika.“

„Stimmt, weiss ich. Aber trotzdem — so ein bildhübsches Mädel, wie Sie, und will sich bei den Kaffern begraben! Da stimmt etwas nicht. Mal ehrlich, Kleine —“ Er beugte sich vor und sah seiner jungen Partnerin herausfordernd in die Augen. „Hab' ich vorhin nicht richtig getippt, als ich auf Liebeskummer diagnostizierte?“

„Im Gegenteil, Herr Professor!“

Was heisst im Gegenteil?“

„Grade um ihn zu verhüten, geh' ich zu den Kaffern. Sozusagen prophylaktisch.“

Das klang höchst rätselhaft. Und da war wieder diese kleine spöttische Falte um ihren Mundwinkel, die er schon öfter an ihr bemerkt hatte. Man war nie ganz sicher, ob sie sich nicht über einen lustig machte.

Der Professor machte besorgte Stirnfalten, seine Stimme vibrierte vorwurfsvoll:

„Wie auch immer, Sie sollten Ihrem armen Vater das nicht antun, liebes Kind. Er hat doch nur Sie, — Sie sind — ich meine...“

Er geriet unter Livias sondierendem Blick hoffnungslos aus dem Konzept. Dieses Mädchen hatte eine Art, einen anzuschauen...!

Und dieses hinterhältige Lächeln, mit dem sie sagte:

„Vielleicht, Herr Professor, können Sie etwas dazu beitragen, dass ich nicht zu den Kaffern gehen muss.“

Am besten man stellte sich ahnungslos. Der schöne Hoffer hob erstaunt die Brauen. „Ich? Wieso denn?“

„Indem Sie mir über etwas Auskunft geben, was mich in diesem Zusammenhang interessiert.“

„Aber gern“, lächelte er etwas verzerrt, in bänglicher Erwartung irgendeiner unausweichbaren Schicksalsfrage, und trank, wie zur inneren Stärkung, seinen Portwein auf einen Zug hinunter. Livia wartete, bis er sein Glas wieder hingestellt hatte, und fragte dann ruhig:

„Herr Veltin ist doch Ihr Patient, nicht wahr?“

„Veltin...?“ Der schöne Hoffer fiel aus allen Wolken. Zugleich verspürte er etwas wie Erleichterung. „Gewiss — warum?“

„Er hatte im Sommer eine schwere Grippe, die Sie behandelt haben? Stimmt das?“

Hoffer nickte bejahend.

„Dürfte ich mir mal einen Augenblick sein Krankenblatt ansehen? Herr Professor?“

„Sein — was?“ Hoffer grinste verständnislos. Der „starke Conny“ — wie kam sie plötzlich auf den? Was interessierte sie seine Krankengeschichte? Er dachte es laut.

„Weil ich mich über den Grad seiner Krankheit informieren möchte“, war die sachliche Antwort. „Ich will wissen, ob sein Zustand es ihm erlaubt haben würde, in der Nacht des 19. Juni das Haus zu verlassen. Ich muss es wissen, Herr Professor, — es ist von grösster Wichtigkeit. Nicht für mich persönlich, aber...“

Sie wurde rot. Jetzt dachte er natürlich etwas Falsches. Männer wie Hoffer denken immer das Falsche. Man sah es an dem pfiffig-erstaunten Lächeln, mit dem er, wie in plötzlicher Erleuchtung, die Augenbrauen hochzog. Dachte er etwa, dass dieser Preisboxer sie als Mann interessierte? Zu dumm! Aber mochte er. Wenn es nur der Sache diene...!

„Was glauben oder — fürchten Sie denn, dass Herr Veltin in jener Nacht getan haben könnte?“ sondierte er mit seinem anzüglichen Lächeln. „Dem Onkel Hoffer können Sie's ruhig sagen, der schweigt wie das Grab.“ Er rückte ihr mit seinem Sessel vertraulich näher. Aber ein Zucken ihrer Braue warnte ihn noch rechtzeitig vor etwaigen onkelhaften Übergriffen.

„Na, ich will nicht indiskret sein“, meinte er verzichtend. „Aber ich muss Ihnen leider die Auskunft verweigern, mein Kind. Mich bindet meine ärztliche Schweigepflicht.“

Das junge Mädchen wurde aufs neue rot, aber diesmal aus Ärger. „Unsinn, Herr Professor!“ brauste sie auf, durch seinen Widerstand gereizt. „Unter Ärzten nimmt man das doch nicht so genau.“ Sie zwang sich zu einer umgänglicheren Tonart. „Ich will Sie nicht drängen, aber... Sie würden damit meinem Vater einen grossen Dienst erweisen.“

(Fortsetzung folgt)

Flüchtlinge brauchen dringend Kleider!

Die Zahl von gehetzten und leidenden Menschen, die in der Schweiz Hilfe und ein sicheres Obdach suchen, ist in den vergangenen Tagen und Wochen enorm angestiegen. Immer neue Flüchtlinge, die jahrelang unter dem Kriege gelitten haben, suchen Hilfe bei uns in der Schweiz, und wir sind noch immer in der glücklichen Lage, diese Hilfe gewähren zu können. Die Anstrengungen, die von allen Seiten unseres Landes gemacht werden, sind sehr gross und doch reichen sie nicht aus, um dem grossen Elend der Hilfesuchenden überall abzuhelfen. So fehlt es zum Beispiel überall an Kleidern, um die zum Teil in Lumpen gehüllten Ankömmlinge einkleiden zu können.

Deshalb gelangt das Rote Kreuz, besonders die Abteilung Kinderhilfe, neuerdings an die schweizerische Bevölkerung und bittet alle, ihre Schränke und Schubladen durchzusehen und alles nur irgendwie Entbehrliche an Kleidern dem Roten Kreuz einzusenden. Wie manche Mutter stellte mit geheimer Freude in diesem Frühjahr fest, wie sehr ihre Kinder gewachsen und wie ihnen alle Kleider zu klein geworden sind. Mit einigen Seufzern über die grosse Teuerung werden Neuanschaffungen gemacht, so dass unsere Sprösslinge wieder in gutsitzenden Kleidern zur Schule gehen können. Dabei aber sind viele Kleidchen

und Wäbe, die noch sehr gut tragbar sind, überflüssig geworden, und alle diese Kleider, liebe Mütter, sendet sie dem Roten Kreuz ein für die vielen armen Kinder, die nichts als Fetzen haben. Und wenn sich auch im Schrank der Mutter oder des Vaters ein Kleid findet, das entbehrlich ist, so sendet sie raschest ans Rote Kreuz. Selbst defekte Sachen, solange noch etwas daraus zu machen ist, werden mit Freuden angenommen, denn fleissige Hände stehen bereit, um zu ändern und zu flicken. Fast in jedem Dorf befindet sich eine Sammelstelle, und in der Stadt Bern könnt ihr alles an die Sammelstelle des Roten Kreuzes, Postgasse 14, senden. Hilfe ist dringend notwendig.

(Es werden auch noch eine grössere Anzahl fleissiger Hände benötigt, die bei den Näharbeiten helfen würden.)